

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 3

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]
Autor: Donny, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634408>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

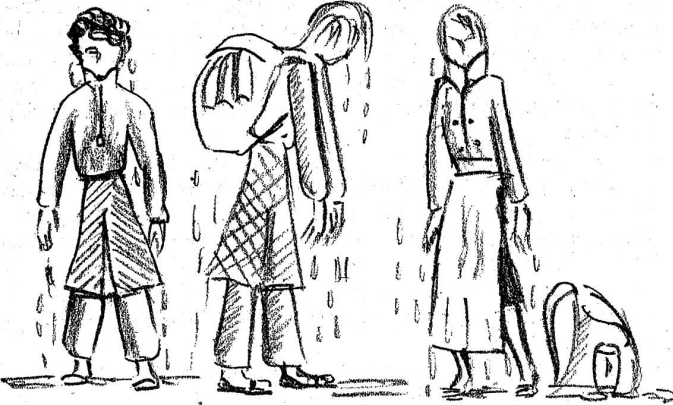
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch wir zu wünschen. Alle drei ersehnten wir am meisten ein warmes Bad und ein schneeweißes Bett mit einem duftigen Nachthemdenchen drauf. Nur über die Zusammenstellung des Mittagessens gehen unsere Wünsche auseinander. Zu meinem Ent-

Arrivée im Hotel.



setzen wünscht sich Toni „geschwellti Händöpfel“, ich aber ein knuspriges Wiener Schnitzel, und Ursi, die Verschwenderin, schwelgt in der Vorstellung von „suurem Mokka mit Chabis“. Als wir so mitten im Spinnen sind, kommt plötzlich eine feine, schwarze Dame auf mich zu, nimmt mich bei der Hand und fragt: „Ja,

bisch du nid ds Moni? Di Papa het mer scho vor e paar Tage gschriben, Du chömsch mi de nach Lugano cho bsueche.“ Beinahe falle ich der guten Seele um den Hals. Was, hier in Lugano gibt es wirklich Menschen, die sich nicht schämen uns zu kennen? Ja es gibt solche, und das sollten wir bald in hohem Maße erfahren!

Die gute Fee fragt nicht lange nach unserm Befinden, sie kann wohl alles aus unsern Schlottergestalten und Jammermienen ablesen. Wir wissen kaum, wie uns geschieht. Nach einer halben Stunde sind wir drei Märchenprinzessinnen in einem warmen Bad. Als wir uns in unserm reizenden Hotelzimmer wiedersehen, umarmen wir uns voll Rührung. So sauber, so frisch, so munter, so glücklich wie neugeboren sind wir auf einen Schlag!

Wir folgen der Aufforderung unserer Fee und stolzieren in den Speisesaal. Welch Entzücken, wie wir auf der Speisefarte Wiener Schnitzel, „suure Mokka“, ja sogar „geschwellti Händöpfel“ entdecken. Als nun die duftenden Platten vor uns stehen, wissen wir wirklich nicht, ist es Wahrheit oder ein Märchen. Es ist wohl gar ein wahres Märchen. Wir genießen so recht nach Herzenslust. Und so leben wir einen ganzen Tag im Märchenland, bis wir ermattet und glücklich wie Kinder in unsern weißen Kissen versinken.

So warf uns das Schicksal vom feuchten Heu in warme, feine Innenbetten, und von da wieder auf steinharte Strohsäcke. Ueberall klang uns aber, sei es von einem härtigen Straßenwischer oder einem eleganten Autoführer der Ruf: „Forza, Forza!“ aufmunternd entgegen, und wir werden diesen Ruf vielleicht nicht nur auf der Landstraße brauchen können, sondern auch im Leben. Forza allen Radfahrern, Forza allen Menschen, die sich plagen und abmühen! D. D.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Den ersten Strich durch die Rechnung machte Adda ihm durch das Verlangen nach einer ausgesprochenen Tätigkeit. Den zweiten Strich damit, daß sie trotz ihrer 22 Jahre sich noch immer nicht zu einer Heirat entschlossen hatte. Jetzt endlich nach vielen Körben schien dieser Mintheffer ein aussichtsreicher Bewerber zu werden. Da er staatlich angestellt war, im Winter in München, im Sommer hier in der Kurverwaltung, mochte man ihm seine Musik verzeihen. Für den alten Hierzel war Musik völlig unnötig auf der Welt. Er duldete sie nur, weil sie offenbar zum Wohlbehagen der Kurgäste gehörte. Und das Wohlbehagen der Kurgäste war eine Art Religion für Hierzel. Er persönlich hätte lieber für Adda einen Beamten oder einen Offizier gehabt. Aber mochte sie in Gottes Namen den Mintheffer nehmen. Der Mann hatte sein gutes Auskommen, war vernünftig und solide. Abgesehen von einem etwas genialen Haarschopf, den man ihm aber sicher noch abgewöhnen konnte, erinnerte er in nichts an andere „Lattstockfräßen“. Mintheffers größter Vorzug als Schwiegersohn war für Hierzel, daß Adda im Sommer hier im Orte bleiben konnte.

So hatte Hierzel sich schon alles zurechtgelegt, ehe noch Adda oder Mintheffer überhaupt eine Andeutung ihrer Zukunftspläne gemacht hatten.

Jetzt aber schlug die Sympathie des Majors für Mintheffer jäh ins Gegenteil um. Seine Tochter, sein Name, mitten in diesem Sensationsprozeß! Unerträglich zu denken!

„Nicht mehr ins Haus kommt mir dieser Kerl, dieser Mintheffer“, tobte er. „Was hatte er nötig, diesem Anwalt von dir zu erzählen. Und du bist auch so dumm und läßt dich ausfragen.“

„Ich hatte Rechtsanwalt Geninde gebeten, mich nicht als Zeugin zu benennen, Vater. Er wollte es auch nur für den äußersten Fall tun.“

„Da siehst du, was man von solchen Versprechungen zu halten hat. Was heißt hier „äußerster Fall“? Da könnte man ja die ganzen Lanzstundenbackfische geschlossen vorladen lassen und vor Gericht zitieren, wenn man Leumundszeugen haben wollte. Warum gerade ausgerechnet dich, frage ich. Schöne Liebe muß Mintheffer zu dir haben, daß er dich in aller Leute Mund bringt. Aber ich sage dir, aus ist's. Ich kenne den Herrn nur dienstlich. Und du auch! Verstanden?“

Adda antwortete nicht. Sie wußte, es war zwecklos, gegen die cholertischen Zornesanfänge des Vaters anzugehen. Damit verdarb man mehr, als man helfen konnte. Aber weh tat es doch, daß der Vater zum erstenmal von Mintheffers Liebe zu ihr sprechen mußte im Zusammenhang mit dieser Geschichte. Bis her war der Name Mintheffer zwischen ihr und dem Vater noch niemals erörtert worden.

In Adda wuchs ein Zorn gegen Mintheffer empor. Sie hatte es Mintheffer deutlich genug gesagt, sie wünschte nicht hineingezogen zu werden in diese trübe und dunkle Affäre. Was mußte Mintheffer mehr gelten? Die Liebe zu ihr oder die Freundschaft zu diesem Geninde?

„Zu mir“, sagte sie sich trotzig.

Wie war eigentlich Mintheffers Beziehung zu diesem Geninde, daß er sie gewissermaßen opferte? Einmal hatte doch Mintheffer von Genindes Ehe gesprochen? Annette? Sollte nicht Annette ihr ähnlich gesehen haben?

Ein Schreck flog über sie: da war der Zusammenhang. Thomas Mintheffers Entsetzen, als er von dem Mord an Annette Geninde hörte — nun wurde es ihr verständlich. Sein geradezu leidenschaftliches Bestreben, Geninde gefällig zu sein: nun hatte sie den Grund.

Der Kreis um den Fall Becker, in den sie jetzt hineingeschlossen war, vergrößerte sich. Innerhalb dieses Kreises stand nun auch Mintheffer und ihr selbst gegenüber als eine unbekannte Gefahr diese ermordete Annette Geninde. Hätte sie doch nur nicht gesprochen. Hätte sie doch die Bekanntschaft mit Becker in sich bewahrt. Aber ihr Entsetzen bei der Zeitungsnachricht über seine

Verhaftung hatte einfach alles hinweggebrochen, was sie seit ihrem siebzigsten Jahre über dieses Erlebnis gedeckt hatte. Ach, warum zog ein Fehler immer den andern nach sich?

Sie stürmte hinaus in die stillen Straßen des Kurortes — von Gedanken schmerzvoll umdrängt. Sie wollte in dem Kurgarten zur Ruhe kommen, zur Ruhe mit sich selbst. Aber die Ruhe kam nicht, und so ging sie völlig verstört in das Kurbüro. Und auf einmal stand Mintheffer vor ihr. Wie sie jetzt den geliebtesten Menschen plötzlich als eine Art Feind sich gegenüber sah, war es wie eine Strafe.

„Aber, Fräulein Abda, was haben Sie denn nur?“

Thomas Mintheffer fragte es halb erschrocken, halb traurig, als er den abweisenden Blick in ihren Mienen sah.

„Haben Sie denn heute soviel hier zu tun, daß Sie nicht mal fünf Minuten mit mir plauschen können?“

„Brauchen Sie sonst noch etwas, Herr Kapellmeister?“ fragte Abda förmlich, — „hier sind die Briefe nach München wegen der Solisten für das nächste Konzert.“

Sie beugte sich schon wieder über ihr Aktenstück. Er sah nur den gefenkten Kopf, das Blauschwarz des Haares. Aber er wußte, ihr Gesicht hatte etwas eigenfinnig Verschliffenes.

„Fräulein Abda“, bat er noch einmal.

Sie antwortete nicht. Da beugte er sich über den Tisch und hob — trotz ihres Widerstandes — ihren Kopf mit einem Ruck in die Höhe.

„So laß ich mich nicht behandeln, Abda“, sagte er heftig, „ich muß wissen, was ist. Habe ich Sie mit etwas verletzt? Dann sagen Sie es mir. Habe ich aber nichts getan, dann behandeln Sie mich nicht so schlecht.“

Mit einem Ruck, wie ein scheuendes Tier, riß Abda ihren Kopf los:

„Getan, getan?“

„Da fragen Sie noch? Habe ich Sie nicht ausdrücklich gebeten, mich aus der Sache Becker herauszulassen? Jetzt habe ich die Vorladung als Zeugin bekommen. Ich werde in allen Zeitungen stehen. Oh, es ist abscheulich.“

Ihre Augen blühten.

„Aber Fräulein Abda, das ist doch nicht so furchtbar schlimm. Wieviele Menschen müssen als Zeugen bei irgendwelchen Prozessen aussagen.“

„Aber ich, ich gerade bei dem — was soll ich denn aussagen?“

„Nun, was Sie wissen, das ist ja nicht viel. Wie kann man sich darüber so aufregen? Sie werden eben aussagen, daß Sie den Becker von der Tanzstunde her kennen und daß Sie sonst weiter nichts von ihm wissen.“

Abdas Zorn schien abzuebben.

„Lassen Sie nur“, sagte sie leise, „es ist ja doch nicht zu ändern.“

Betroffen sah er die Veränderung ihres Gesichtes. Es war eigentümlich verzogen, wie wenn irgendein bitterer Gedanke mit aller Kraft von ihr Besitz nahm.

„Abda“, sagte er bittend, „ich konnte doch nicht anders. Es war doch für Geninde so wichtig.“

Da flammte sie wieder auf:

„Geninde, Geninde“, sagte sie höhnisch, „immer Geninde. Wichtig für Geninde. Wie Sie immer an ihn denken und vielleicht — es kam schneidend — „vielleicht auch an die Frau.“

„Abda!“ Er sagte es empört.

Wie kam sie dazu, die Erinnerung an Annette herbeizuziehen, ihm die Liebe zu Annette, längst in ihm umgeformt zu Wehmut und Ehrfurcht, als eine Schuld vorzuwerfen? Wie häßlich auf einmal war das alles.

„Wie konnten Sie, Abda?“

Sie antwortete nicht. Sie stand auf und ging mit einer Heftigkeit, die er bisher noch nie an ihr gekannt, aus dem Büro.

* * *

Erna Bunzel fuhr aus dem Schlafe auf. Seitdem sie das Schreiben vom Gericht bekommen hatte, war sie wie von Ein-

nen. Fräulein Reinow hatte ihr zwar gesagt, das wäre doch nicht schlimm. Sie sollte einfach sagen, was sie wußte, und fertig. Ach Gott, was wußte denn Fräulein Reinow? Nichts wußte die, und man durfte doch nichts sagen.

Sie richtete sich steil im Bett empor, atmete flach und erschreckt. Das Herz klopfte ihr bis zum Halse. Sie war jetzt immer so schreckhaft.

Hatte sie es geträumt, daß eben etwas ins Zimmer gefallen war? Da — sie stieß einen unterdrückten hohen Kinderschrei aus, schlug sich mit der Hand auf den Mund — da wieder — es polterte leicht. Ein kleiner Stein kam zwischen dem offenen Fenster und Vorhangspalt hindurch, fiel auf die Diele des Zimmers. Und da lag ja schon einer. Nun klopfte es draußen an die Gitterstäbe.

Hinlegen, Decke über die Ohren ziehen, nichts hören, war ihr erster Gedanke. Vielleicht Eindreher? Aber die machten sich doch nicht bemerkbar. Langsam, zögernd, die Hand auf die flache Brust gepreßt, ließ sie die Beine aus dem Bett, schob sich zum Fenster. Es waren nur ein paar Schritte. Aber sie waren endlose Angst. Und in diese Angst hinein wieder dies Klopfen.

Gut, daß das Fenster vergitterte Stäbe hatte. Herein konnte niemand.

Sie zitterte, als sie die weiße Gardine fortzog, fuhr zurück: in dem halbhellen Schein der sommerlichen Nacht stand der Stiefvater. Hinter den Gitterstäben war sein Gesicht unnatürlich groß und drohend für ihre angstverzerren Augen. Sie starrte ihn an. Sie brachte kein Wort heraus.

In Lehmanns gedämpfter Stimme war ein Klang roher Drohung, demgegenüber sie nichts wußte als gehorchen, um jeden Preis gehorchen. Nur einmal kam sie zu sich, sagte mit ihrer verängstigten Kinderstimme:

„Aber, das geht doch nicht, das geht doch nicht.“

Vor den Gitterstäben im halben Licht der Nacht erhob sich die Faust des Mannes.

„Es muß gehen. Jetzt, wo du als Zeugin geladen bist, wird bei deiner Dummheit doch alles herauskommen. Und dann — dann schnappen sie mich. Aber das sage ich dir, dann Sorge ich dafür, daß du doch noch in die Fürsorge kommst. Also, entweder holst du die Akten, oder . . . Na, sei vernünftig. Hier hast du . . .“

Sie fühlte etwas Kaltes in ihrer Hand. Sie konnte nicht denken. Sie hörte nur immer „Fürsorge“. Fürsorge war beinahe so schlimm wie zubaufe fein, seitdem der Stiefvater da war. Wenn sie es nicht so machte, würde er sie wieder in die Fürsorge bringen. So hatte er doch gedroht. Ein paar Tage nur, hatte er gesagt, dann wäre es gut. Nur ein paar Tage müßten die warten mit der Verhandlung, dann wollte er über alle Berge sein. Fort aus Deutschland. Für immer! War das nicht ein Preis, der lockte?

Erna stand noch am Fenster. Es war ein eigentümliches Frieren in ihr, trotzdem die Nacht warm war. Und wie kalt war das kleine Stück Eisendraht in ihrer Hand.

„Ach Gott, ach Gott“, sagte sie leise vor sich hin.

Warum hatte sie auch geschwätzt neulich, als der Stiefvater ihr aufgelauert beim Einholen. Aber wenn er sie so ansah, dann war sie rein dumm und quatschte alles heraus, was er von ihr wissen wollte. Wofür er sich alles interessiert hatte, ob die Akten Becker beim Herrn Landgerichtsrat im Hause wären oder im Gericht. Warum hatte sie bloß gesagt, daß sie die Akten auf dem Schreibtisch hatte liegen sehen? Nun mußte sie schon dem Manne da vor dem Fenster gehorchen.

* * *

Am nächsten Morgen war der Aktenschrank Reinows erbrochen. Die Prozeßakten Becker waren herausgenommen, fort.

Reinow stand fassungslos vor dem Schrank. Der Diener Karl, der als erster die Fenster im Hause zu öffnen hatte, hatte ihn mitten aus dem Schlaf geholt. Sabine, von ungewohnter Bewegung im Hause frühmorgens geweckt, erschien. Sie wurde leichenblau, als der Vater sie kurz unterrichtete. Fräulein Anna,

die Wirtschafterin, stand mit einem törichten Gesicht im Hintergrunde.

„Nu je, nu je, wer kann das gewesen sein“, sagte sie immerfort vor sich hin, „wer kann denn das bloß gewesen sein? Der schöne Schrank, und ganz zerkratzt das Holz, solch schlechte Menschen!“

Sabine war noch immer vollkommen weiß im Gesicht.

„Wo ist die Erna“, fragte sie sofort.

„Ja, wo ist sie denn?“ fragte Fräulein Anna. „Die verschläft wohl heute die Zeit? Na, daß die auch den Lärm nicht gehört hat? Da will ich doch gleich mal—“

„Lassen Sie, Fräulein Anna, ich gehe schon.“

Sabine ging eilig über den Korridor. Sie wußte auf einmal alles. Was sie dann sah, brachte keine Verwunderung. Nur trauervolle Bestätigung. Erna lag in ihrem Zimmer auf der Erde, fiebernd und bewußtlos. Auf der braunen Diele blinkte ein Stück Eisendraht. — — —

Die Kriminalpolizei war bald im Hause. Eine Vernehmung Erna Bunzels war nicht möglich. Sie delirierte. Es waren zusammenhanglose Sätze, die von den rissigen Lippen kamen, Kriminalkommissar Matuschke konnte keinen Sinn hineinbringen.

„Lassen Sie“, Sabine schob den Kommissar beinahe fort.

Sie beugte sich ganz dicht über das fiebernde Kind. Wie verändert es war. In dem glühenden Gesicht verschwand auch das entstellende Mal.

„Erna“, sie sagte es liebevoll beschwörend.

Wie angerufen, aus dem fiebernden Wirbel emportauchend, flüsterete Erna, nur Sabine verständlich:

„Ja.“

„Erna, warum nimmst du denn die Akten?“

„Der Vater —“ es war wie ein Hauch. Sabine lag mit ihrem Gesicht beinahe über Ernas Mund — nein, sie hatte sich nicht getäuscht. „Der Vater — Angst —“ kam es wieder.

* * *

Eine halbe Stunde später erschien der Kriminalkommissar Matuschke im Hause von Ernas Mutter.

„Ich möchte ihren Mann sprechen, Frau Lehmann.“

„Mein Mann, der ist nicht da. Der will doch —“

„Was will er?“

„Nichts, nichts“, sagte die Frau verängstigt.

„Run mal raus mit der Sprache, Frau Lehmann.“ Matuschke wurde jetzt scharf. „Wo ist Ihr Mann? Da stimmt doch was nicht. Kriminalpolizei.“

Er zeigte seine Marke. Frau Lehmann hob mit einer jammernden Bewegung die Arme.

„Ach Gott, ach Gott.“

Ihr eingefallener Mund zitterte.

„Na, da scheinen Sie's doch zu wissen, daß er gestohlen hat?“

„Gestohlen, der Karl? Gestohlen?“

Sie lachte beinahe, es war ein törichtes Lachen. Matuschke unbegreiflich.

„Nee, das weiß ich nicht.“

Es klang beinahe erleichtert.

„Dann werden wir's bald wissen. — Sagen Sie mal, Frau Lehmann, wo hebt denn Ihr Mann seine Sachen auf.“

Die Frau sah ihn töricht an.

„Mein Mann seine Sachen? Na, hier doch, Herr Kommissar, hier im Schrank und in der Kommode. Was wollen Sie denn?“ fragte sie erschreckt, als der Kommissar auf die Kommode zuing.

„Haben Sie wirklich keinen Schlüssel?“ fragte er scharf.

„Nee, nee, Herr Kommissar, wirklich nicht.“

Matuschke sah, die Frau rebete die Wahrheit.

„Wohnt hier ein Schlosser in der Nähe?“

„Ja, doch, hier um die Ecke. Der Kricke, der ist Schlosser. Aber Sie werden doch nicht, Herr Kommissar? Wenn mein Mann nach Hause kommt, und da ist was offen, der schlägt mich tot, Herr Kommissar.“

„So? Gewalttätig ist er auch noch?“ Matuschke ging zur Tür. Auf der Straße vor dem Hause spielten ein paar halbwüchsiges Jungens Murmeln.

„Hört mal, Jungens, wer will sich einen Böhm verdienen?“ fragte er. „Alle? Nee, is nichts. Nur einer. Also, wer mir am schnellsten den Schlosser Kricke herbringt. Ihr wißt doch, wo der wohnt?“

„Na klar“, sagte ein Blonder mit einem vergnügten Jungengesicht.

„Also, wer ihn mir zuerst herbringt, der kriegt die zehn Pfennige.“

Und dann ging er hinein, ohne sich um die gaffenden Gesichter rings aus den Türen zu kümmern.

Schlosser Kricke erschien ein paar Minuten später mit seinem Handwerkskasten, umringt von einer Schar Kinder.

„Dann muß ich wohl doch noch ein paar Böhm locker machen“, meinte Matuschke lachend. „Und nun raus, ihr Bande!“

„Sie sind der Schlosser Kricke?“

„Bin ich. Was solls denn?“

Kricke sah verwundert von dem unbekanntem Mann zu Frau Lehmann, die leise vor sich hinweinend in der Ecke saß.

„Machen Sie mal den Schrank und die Kommode hier auf.“

„Das kann ich doch nicht. Hats denn die Frau gesagt?“

Frau Lehmann schüttelte angstvoll und heftig den Kopf.

„Sehen Sie“, sagte Kricke, „dann darf ich doch nicht, dann ist doch das Sachbeschädigung oder Einbruch. Ach so —“

Matuschke hatte den Kopf zurückgeschlagen. Die Marke des Kriminalbeamten bligte auf.

Kricke warf einen erschrockenen Blick auf Frau Lehmann.

„Na sowas, sowas“, murmelte er vor sich hin, setzte seinen Handwerkskasten nieder und machte sich an die Arbeit.

Matuschke sah, wie Schrank und Kommodenfächer mit einem leisen Knacken aufgingen.

„Ich denke, jetzt brauch' ich Sie nicht weiter.“

„Na sowas, sowas“, murmelte Kricke immer vor sich hin, und huckte sich seinen Werkzeugkasten auf die Schulter.

Matuschke begann seine Untersuchung. Die Frau saß in der Ecke. Ihr Kopf folgte mit eigentümlich ruckweisen Bewegungen den Handierungen des Kommissars. Wie ein verängstigter Vogel sah sie aus, zerrupft und kläglich.

„Da ist nichts, da ist nichts, Herr Kommissar“, flüsterete sie leise, aber so leise, daß man es kaum hörte. Der Beamte untersuchte schnell und geschickt den Inhalt von Schrank und Kommode. Auf ein paar Bügeln, ordentlich aufgehängt, hingen ein paar vertragene Kleider, ein Rock, wohl noch aus besseren Zeiten, ein Lodenmantel.

„Na, was haben wir denn da?“ sagte Matuschke.

Er hatte auf den Boden des Schrankes gefaßt. Da lag ein Bündel in ein altes Oberhemd geschlagen.

„Ach nee, da haben wir's ja. Da wird sich das Gericht aber freuen. Da sind ja die Akten Becker.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Um ein Bähnchen

Im Zusammenhang mit den Fragen der Landesverteidigung erinnert man sich auch verschiedener Verkehrsprojekte aus „bessern Zeiten“. Da liegt irgendwo in gewissen Schubladen der Plan des *Brienzergrattunnels*, der Interlaken und Luzern auf dem kürzesten Wege verbinden sollte: Oberried-Giswil direkt würde das Oberland und Zürich um entscheidende Stunden zusammenrücken; eine zweite Ost-West-Linie, parallel mit Zürich-Lausanne, wäre wenigstens im östlichen Teil geschaffen; die Sustenstraße, der Titlis-Durchstich, die notwendige Praggelstraße, die Panixerstraße, die Walensee-Passage erhielten damit ihre rückwärtige Basis. Die strategisch so wichtigen zentral- und ostschweizerischen Uebergänge liefen nicht mehr wie bisher an der umwegreichen Brünigroute auf.